



Ziel.

Wir haben alle Schwachheit von uns abgetan und sind uns unfres Ziels wie nie bewußt geworden. Wir streben unentwegt die Freiheit aller Menschen an, das Glück der Menschheit nach dem letzten Massenmorden.

Nichts wird uns hindern, auf der klar geschauten Bahn den Schritt zu tun, der unsre Herzen jubelnd bis zum Ziele trägt:

Dann fängt ein neues Leben und ein neues Schaffen an, wenn aller Knechtschaft, alles Elends Todesstunde schlägt.

Wenn wir Versöhnung feiern und der grauenhafte Wahn des letzten Kriegs verrauscht, auf immerdar begraben ist, dann fängt die neue Zeit, das neue Glück, der große Frieden an.

Der Mensch ist neu geworden, und ein neues Recht wird Gerechtigkeit, Freie binden, denen Leben Heiligtum und Ehrfurcht ist,

und eine einige Welt blüht einem neuen, einigen Geschlecht.

Sand Gatzmann.

Öffentlicher Gesundheitschutz.

Von Rud. Wissell

Die öffentliche Gesundheitsfürsorge ist im Laufe der Jahre zu einem immer bedeutungsvolleren Zweig der öffentlichen Betätigung zur Abwehr bestimmter Schädigungen aller oder bestimmter Volksschichten geworden. Es handelt sich bei ihr sowohl um die individuelle Fürsorge zugunsten des einzelnen als um allgemeine pflegerische Fürsorgetätigkeit, die die aus den wirtschaftlichen Verhältnissen und der Unkenntnis der Beziehungen zwischen Krankheit und diesen Verhältnissen entspringenden Gesundheitschädigungen zu mindern, fernzuhalten und zu beseitigen sucht. Man braucht hier nur an die Säuglings- und Tuberkulosefürsorge, Trinkerfürsorge, die neuerdings durch die Kriegsverhältnisse zu besonderer Bedeutung gewordene Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu erinnern, um das Errichtete werden zu lassen. Immer mehr sind im Laufe der Zeit die Träger der sozialen Versicherung auf dem Gebiete des schadenverhütenden Wirkens tätig geworden, ganz besonders die Krankenkassen. Erinnert sei hier nur an die Wohnungsuntersuchungen der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin.

Man läßt sich in der Beurteilung solcher fürsorgetätigen Maßnahmen leider nur zu sehr leiten von den in den großen Städten in die Erscheinung tretenden Einrichtungen. Dabei

wird oft übersehen, daß es sich bei solchen Einrichtungen und solcher Tätigkeit vielfach lediglich um solche besonders interessierter Persönlichkeiten handelt, die Reigung und Bedürfnis zu einer ihnen aufliegenden Tätigkeit auf die Veraderung eines dieser Gebiete führt. Eine gesetzliche Grundlage für diese Tätigkeit besteht nicht. Daher kommt es auch, daß sie in vielen Gegenden, namentlich auch in stark industriellen Bezirken, mit besonders großen gesundheitlichen Gefahren für die Bevölkerung, völlig fehlt. Bei dieser Verschiedenartigkeit der Verhältnisse in den einzelnen Gebieten Deutschlands, und selbst eines einzelnen in sich geschlossenen Bezirks, wird sich auf dem Wege der Gesetzgebung natürlich nicht sofort überall eine Gleichstellung oder gar Gleichwertigkeit solcher Gesundheitsfürsorge erreichen lassen. Gerade weil es sich um ein Gebiet handelt, auf dem die freiwillige Tätigkeit sich ganz individuell hat entfalten können, namentlich dort, wo eine von sozialen Gesichtspunkten geleitete Kommunalverwaltung es verstand, die innerhalb der Gemeinde vorhandenen freiwilligen Kräfte zur Wohlfahrtspflege und Gesundheitsfürsorge heranzuziehen und sie für diese dauernd zu interessieren, wird eine schematische Gleichstellung unmöglich sein. Aber die Wohlfahrts- und Gesundheitspflege darf kein Gebiet zufälliger willkürlicher Lebensäußerung im Volkseben darstellen, sie ist vielmehr in enge Beziehung zum wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Leben zu bringen. Heute herrscht hier eine Zerstückelung und nutzlose Vergeudung williger Kräfte und von Mitteln, ganz abgesehen von der Ausnutzung der offenen Sand durch unlautere Elemente.

Mußte doch die Wohlfahrtspflege während der Kriege unter behördliche Kontrolle gestellt werden.

Eine reichsrechtliche Regelung ist nicht nur möglich, sie ist auch dringend notwendig. Natürlich darf nichts, was sich besser frei entfalten kann, unter die Fesseln des Gesetzes gelegt werden. Den freiwilligen Kräften darf die Tätigkeit nicht verleidet werden. Mehr denn je sollen die im Volke schlummernden Kräfte zu sozialer Arbeit freigemacht werden. Und das kann am besten dort geschehen, wo sie auch, gewissermaßen persönlich, interessiert sind, in der eigenen Gemeinde. Wohlwollend auch würden diese Kräfte freigemacht werden, zumal bei der durch den Krieg geförderten Erkenntnis der absoluten Notwendigkeit rationaler Menscheneconomie, wenn für jeden Kommunalbezirk ein gewisses Mindestmaß von gesundheitspflegerischer Fürsorge vorgeschrieben würde. Wenn für die Säuglinge und Kleinkinder die Möglichkeit der ärztlichen Kontrolle, der Schulgesundheits- u. v. durch den Schularzt usw. ermöglicht wäre, würde schon ein Anfang geschaffen sein, auf dem sich später ein viel leicht zunächst ganz freiwillig zu errichtendes kommunales Gesundheits- und Wohlfahrts- oder Fürsorgeamt aufbauen könnte. Hier wäre die Stelle gegeben, in der sich für die freiwillige Betätigung auf sozialhygienischem oder dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtspflege die beste Möglichkeit böte.

Einrichtungen dieser Art lassen sich nach den Erfahrungen der Kriegszeit auf dem Gebiete der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen nicht von heute auf morgen errichten. Aber es muß für diese Einrichtungen doch auch die gesetzliche Grundlage gegeben sein. Bis heute noch entbehrt die Kriegsbeschädigtenfürsorge einer solchen gesetzlichen Grundlage. Das bewirkt es, daß vielfach durch die sie leitenden Personen, deren Denken und Anschauungen sich in altgewohnten Bahnen bewegen, die Heranziehung der starken in der Arbeiterschaft vorhandenen willigen Kräfte nicht nur nicht erfolgt, sondern direkt abgelehnt wird. Das muß naturgemäß die Tätigkeit dieser Fürsorge lähmen.

Für die hier in Vorschlag gebrachte organisatorische Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte darf es ein solches Verhalten nicht geben. Sie erscheint auch namentlich durch die unumgänglich notwendig werdende Heranziehung der Krankenkasse und Landesversicherungsanstalt als der schon vielfältigen Trägerinnen gesundheitspflegerischer Maßnahmen ausgeschlossen.

Wahrscheinlich würde es auch möglich sein, auf dem Wege der hier mit dem Ziel auf späteren Zusammenschluß in Anregung gebrachten organisatorischen Aneinanderfügung der einzelnen sozialhygienischen Fürsorgeeinrichtungen in dem städtischen Gesundheitsamt weitergehende neue Fürsorgegebiete in Arbeit zu nehmen. Die Kriegszeit hat hier z. B. eine ganz erhebliche Lücke offenbart. In der Kriegsbeschädigtenfürsorge hat sich die soziale Notwendigkeit der sogenannten Arbeitstherapie immer mehr ergeben. Es handelt sich hier um die Beschäftigung der Verletzten in eigens dafür eingerichteten Werkstätten und landwirtschaftlichen Betriebsanlagen unter sachkundiger technischer und medizinischer Anleitung zur langamen Wiederhineinführung in die praktische Arbeit. Bei den Friedensverletzten fehlt es an Einrichtungen dieser Art völlig. Die medicomechanische Behandlung solcher Verletzten in besonders dazu eingerichteten Anstalten erfüllt nicht im entferntesten die hier zu lösende Aufgabe. Die geradezu geisttötenden Übungen an den medicomechanischen Apparaten lähmen jeden Eifer, zumal für die Beschädigten als Ergebnis dieser Übungen die Minderung der ihnen im Falle eines Betriebsunfalles zustehenden Rente in sicherer Aussicht steht. Schon vom sozialen Standpunkte aus darf die Fürsorge für einen Verletzten oder Erkrankten nicht mit der medizinischen Heilbehandlung als beendet angesehen werden. Wertvolle Reste menschlicher Arbeitskraft gehen zum Schaden der Allgemeinheit und des Verletzten oder Erkrankten selbst verloren. Die auf dem Gebiete der Kriegsbeschädigtenfürsorge gemachten Erfahrungen lassen es geboten erscheinen, sie auch für die Friedensbeschädigten nutzbar zu machen. In einem der Allgemeinheit dienenden Gesundheitsamte, das mit den Organisationen der Arbeiterschaft zusammenarbeitet, dürfte die neutrale Stelle für die Lösung dieser Aufgaben gegeben sein. Hätten wir schon in Friedenszeiten eine umfassende Organisation zur Versorgung beschränkter Arbeits- und Erwerbsfähiger ge-

Als Toon Verdond zu denken begann.

Aus dem Leben der Antwerpener Hafenarbeiter. Von J. Van Overloop.

In Toon Verdond war etwas vorgegangen. — „Er grübelte den ganzen Tag, man kann in der letzten Zeit kein geeignetes Wort aus ihm herausbringen.“ sagte seine Frau. Und er hatte sich wirklich sehr verändert. Toon Verdond dachte. Das war für ihn eine schwere Arbeit, er hatte es auch sonst nicht getan, wenigstens nicht so wie jetzt. Und an was dachte er? Ach, er wußte es selber nicht, es war so wirr, so unzusammenhängend und wollte sich nicht klären. Toon Verdond war unzufrieden.

Am frühen Morgen wanderte er nach den Docks. Gab es Arbeit, dann schaffte er wie ein williges starkes Tier; es war den ganzen Tag ein unablässiges Heben, Schleppen und Schaffen. War keine Arbeit vorhanden, so schlenderte er am Hafen herum und verpeiste irgendwo sein Butterbrot, in einer Aneipe, oder, auf einer Kiste sitzend, unter freiem Himmel. Oder er ging nach Hause und faulenzte, im Sommer in der Sonne, im Winter hinter dem Ofen. Von Zeit zu Zeit, Sonntags oder Montags, ging er fort und trank sich einen tüchtigen Rausch. Das geschah aber nicht so oft, höchstens einmal in der Woche, denn er war kein Säuler, der gute Toon Verdond, und brachte den größten Teil seines Tagelohnes seiner Frau heim.

So hatte er gelebt jahraus, jahrein; er heiratete, als er einundzwanzig war, und jetzt hatte er schon große Kinder. Und diese ganze Zeit hindurch war er sorglos durch das Leben gegangen, ohne sich über etwas den Kopf zu zerbrechen. Die Politik ließ ihn völlig kalt, er ging niemals in Versammlungen, las selten eine Zeitung, und wenn Streit war, streifte er mit, weil es die anderen so machten und „weil es recht war“. Dieses Rechtsgefühl war bei ihm sehr unbestimmt, er hatte sich niemals gefragt, warum es recht sei, und hatte sich niemals weiter darum bekümmert.

So lebte Toon Verdond. Und jetzt war er verändert. Nicht auf einmal, sondern allmählich, Tag für Tag ein wenig mehr. Vor allem hatte ihn ein trauriges Erlebnis tief bewegt. Es war vor einigen Wochen, als sie am Kai die Ladung der „Austria“ löschten. Sie luden Getreide in einen Leichter über, der langseits des Dampfers lag, und plötzlich — war er gestraucht? war er ausgeglitten? ja, wer konnte sagen, wie es geschah! — kurz, plötzlich war Peer Gelaude, genannt der „Bischof“, zwischen den Leichtern und das Schiff gefallen und nicht mehr an die Oberfläche gekommen.

Das Werk lag plötzlich still, man lief zusammen, man rief und suchte und suchte und plantzte mit langen Gassen

im Wasser herum, doch alle Mühe war vergebens. Peer wurde nicht aufgefunden. Sie standen alle auf einem Haufen beisammen an der Reeling des Dampfers oder auf dem Leichter, Toon und die anderen, und blickten hartnäckig auf das Wasser zwischen den beiden Schiffen, in dem der Bischof verschwunden war. Einige trübten noch hoffnungslos mit dem Bootsanker.

„Wir kriegen ihn nicht zu fassen,“ sagte endlich einer der beiden, „wir kriegen ihn nicht zu fassen, zehn gegen eins, daß er am Kiel des Schiffes liegt. Und mutlos ließ er den Anker ruhen. Unter das zusammengescharte Volk kam Bewegung, einer nach dem andern ging fort, und nur einzelne blieben zurück, um weiter auf das Wasser zu starren oder den Unfall unter heftigen Gestikulativen zu besprechen. Die meisten gingen in die Aneipe, um die Bewegung hinunter zu spielen, dann wurde die Arbeit wieder aufgenommen, und alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. — „Er wird von selber an die Oberfläche kommen, wenn ihm die Leber platzt,“ hatte einer gesagt.

Toon Verdond war durch den Unfall tief erschüttert, der Bischof war sein guter Freund und wohnte seit langer Zeit mit ihm auf dem gleichen Korridor. Sie arbeiteten oft zusammen, und durch den jahrelangen Verkehr war jeder von selber zu einem wichtigen Teil in dem Dasein des andern geworden, ihre Lage waren durch die gleichen, eintönig-grauen Verhältnisse geregelt, ihr Leben war der gleiche hoffnungslose, nebelumhüllte Weg, auf dem sie sich gehen ließen, wie alle anderen ihrer Art, die müden Trittes ziellos weiter schritten, bis sie fielen, als ausgelebte, elende Arbeitsmenschen, abgeraderte Kastiere.

So waren Toon Verdond und Peer der Bischof gutmütige, willenlose Naturen, die geduldig ihr Los trugen, ohne das Bedürfnis oder den Wunsch, sich dagegen aufzulehnen, sich ihm zu widerlegen. Die Lebensweisheit, die ihr beschränktes Hirn zu sammeln gestattete, genügte ihnen und rechtfertigte in ihren Augen ihr passives Verhalten, sie machten es ja, wie alle anderen. Nur was in ihrer unmittelbaren Nähe geschah, bewegte sie, was ferner lag, entging ihren Begriffen. Und aus den Tatsachen, die sie aneinander zu reihen vermochten, entwickelte sich bei ihnen das Bewußtsein einer schreckhaften, drohenden Macht, die sie beherrschte und gegen die sie nicht aufkommen konnten.

Sie fanden ineinander sich selber wieder, sie fühlten sich eins und waren an das gemeinsame Ertragen des gleichen Schicksals so gewöhnt, daß eine Abänderung in dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge ihnen unmöglich erschien. Und nun fiel plötzlich dieses Unglück in ihr Dasein, alles zerstörend, diese ganze Regelung umstürzend.

Toon fühlte sein Inneres sich zusammenkrampfen, eine dumpfe, beengende Verzweiflung beschlich ihn und setzte sich

düster brütend irgendwo tief in seinem Gemüte fest. Die Leere, die der Hingang Peers in ihm zurückließ, hatte das Gleichgewicht seines Lebens zerbrochen.

Die Arbeit auf der „Austria“ ging nicht mehr voran, auch bei den anderen nicht, es war ein Schatten über sie gefallen, und zuweilen lugten sie verstockt auf den Fluß, der ihren Gefährten entführt hatte. Abends gingen sie alle in die Aneipe. Niemand hatte Lust, nach Hause zu gehen, sie hatten das Bedürfnis nach Licht und Lärm und Bewegung. Lange wurde über die Frage gestritten, wann der Bischof wieder an die Wasseroberfläche kommen werde. Sie tranken und gantzen, bis ihnen der Kopf benebelt und das Bewußtsein geschwächt war.

Toon fühlte sich im Rausche tief gerührt. Taumelnd ging er mit dem langen Daach durch die Straßen und immer wieder suchte er seinen Begleiter anzuhalten, um ihm in wehmütigem Tone von dem Bischof zu erzählen.

„Langer, der Bischof war ein Kamerad, ein guter, ja, daß war ein, ein Freund, Langer.“

Der andere hörte nicht auf ihn und ging wankenden Schrittes eigenfremd seinen Weg weiter.

„Er war ein wirklicher Kamerad, Daan,“ lallte Toon mit weinerlicher Stimme, „ein wirklicher.“

Toon erwachte irgendwo an den Docks unter einem Schuppen. Es war Nacht. Er lag im Schatten eines Hauses Säcke und über ihm glänzte der mattgelbe Schimmer einer Gaslaterne. Verwundert, sich hier zu finden, richtete er sich auf, er fühlte sich kalt und ermüdet. Und während er mit tragem Blick um sich sah, kam ein wunderliches Gefühl über ihn. Alles ringsum veränderte sich, bekam einen besonderen Anblick, einen unerklärlichen, seltsamen Anblick, der sich ihm vorher nie geboten. Das waren zwar die Docks und die Schuppen und die altbekannten Gassen wie sonst, alles war sich gleich geblieben, und dennoch war etwas verändert, er wußte nicht, was, er begriff nicht, warum, aber es war so. Schloß er noch, war es ein Traum? Es war ihm, als stünde er außerhalb von allem und betrachtete die Dinge als ein interessierter Zuschauer.

Alles war geblieben, wie sonst. Still war es ja, außergeräuschlos still, doch das bestrebte ihn zu dieser Stunde nicht. Nachts wird ja immer in den Docks nicht gearbeitet. Hatte er sich denn selber verändert? Seit wann, seit gestern, durch dieses Unglück? Nein, nicht allein durch dies Unglück, das fühlte er, es lag tiefer, es kam aus seinem innersten Gemütsleben. Gestern hatte er gearbeitet, und morgen würde er vielleicht wieder arbeiten und übermorgen auch und so fort, sein ganzes Leben lang. Doch das wußte er früher auch, jeder mußte arbeiten, wenigstens die armen Leute, wenn man reich ist, ja, da tut man, was man will, aber ein armer

schaffen, dann hätten wir jetzt die Möglichkeit, unsere halbinseligen gemauerten Arbeiter in geeignete Wohnen zu lenken, als es nunmehr möglich ist. Aber wenn auf diesem Gebiet nicht der Frieden für den Krieg gesorgt hat, so wird jetzt vielleicht umgekehrt der Krieg für den Frieden sorgen." (Dr. Siegfried Kraus in Zeitschrift für das Armenwesen 1915, S. 103.)

Es ist natürlich nicht möglich, auf alle Aufgaben des städtischen Gesundheits- und Wohlfahrtsamtes einzugehen. Nur kurz sei darauf verwiesen, daß die Kleinfunderfürsorge, die schulärztliche Organisation, Krankenpflege und Jugendpflege, die Fürsorge für Gebrechliche, Blinde, Taubstumme, Binsopaten usw. als solche Aufgabe sich zwanglos von selbst ergeben.

Mit diesen Aufgaben berühren sich auch jene eines städtischen Arbeitsamtes, dessen wesentlichste Aufgabe die Arbeitsvermittlung und all der bei dieser auftauchenden sozialen Fragen (Arbeitslosenfürsorge, Berufsberatung, Lehrstellenvermittlung usw.) darstellt. Die enge Verbindung der beiden Ämter ergibt sich auch hieraus. Vielleicht auch mit dem Versicherungsamt, wenn aus der Arbeitslosenfürsorge die Arbeitslosenversicherung als Endergebnis erwachsen sein wird.

Zeitgemäße Lutherworte.

Weltkrieg.

Man muß die Sache mit einem Bewußtsein an Leiblicher Gewalt ansetzen und mit ernstem Gebet Hilfe bei Gott suchen und nicht anders ins Auge fassen als den Hammer und die Rot der elenden Christenheit, ganz gleich was diese Leute verdient haben. Sonst wird das Spiel allerdings mit großem Traraß angefangen, aber wenn man drin ist, werden die bösen Geister eine solche Verwirrung anrichten, daß die ganze Welt in Blut schwimmt und dennoch nichts ausgerichtet wird.

Man merkt die Absicht...

Man muß auch nicht alles aufrührerisch sein lassen, was die Blutkunde aufrührerisch schwelgt. Denn damit wollen sie aller Welt das Maul und die Faust binden, daß sie niemand weder mit Predigen strafen noch sich mit der Faust wehren soll und sie ein offenes Maul und eine freie Hand behalten.

Glaubensfreiheit.

Weil es jedem auf dem Gewissen liegt, wie er glaubt oder nicht glaubt, und damit der weltlichen Gewalt kein Abbruch geschieht, soll sie auch zufrieden sein und auf ihre Angelegenheiten sehen, aber jeden glauben lassen wie er will, so oder so... Denn das Sprichwort bleibt wahr: Gedanken sind zollfrei. Wie können sie denn zwingen wollen, im Herzen zu glauben, wo sie doch sehen, daß es unmöglich ist?

Judenmission.

Ich wenigstens, wenn ich ein Jude gewesen wäre, und hätte solche Kräfte und Kräfte den Christenglauben regieren und lehren sehen, ich wäre eher eine Sau geworden als ein Christ.

Kriegspreise.

Du persönlich habe bei deinem Handel kein anderes Ziel, als daß du beste genügende Nahrung darin suchst, danach Kost, Mühe und Gefahr berechnest und danach deine Ware steigert oder billiger gibst. Wie hoch aber dein Lohn zu schätzen sei, den du an solchen Handel und Arbeit gewinnen sollst, kannst du nicht besser berechnen, als wenn du die Zeit und Größe der Arbeit überschlägst und sie mit einem gewöhnlichen Tagelöhner vergleichst und siehst, wieviel derselbe an einem Tage verdient. Danach berechne, wieviel Tage du wegen der Ware dich bemühest und wieviel Mühe du auf dich genommen hast. Denn große Arbeit und viel Zeit soll auch desto größeren Lohn haben. Besser und gewisser kann man in dieser Sache nicht reden noch lehren. Wenn nicht gefällt, der machts besser.

Trutz.

Von den Geselldanten könnte ich auch viel sagen, aber es ist alles grund- und bodenlos, lauter Geiz und Unrecht, denn sie haben alle Ware in ihren Händen und machen damit, was sie wollen, steigern, setzen herab und brühen und verderben alle kleinen Kaufleute, wie der Hecht die kleinen Fische frisst.

Teufel muß schaffen sein Leben lang, so lange er kann, bis ans Ende. Das Ende! ... Welches Ende? Das Ende des Bischofs, oder im Spital, oder zu Hause ... das Ende ... Alle Tage arbeiten und dann plötzlich ... wie der Bischof? Oder anders? Ach, bei Schluß der Rechnung blieb es sich doch immer gleich. War es das, war es das? Warum war es ihm denn früher niemals so wunderbar zumute gewesen, so seltsam ...

Zoon Verdond dachte ... es war eine schwere Arbeit für ihn.

Es war ein Schatten auf Zoon Verdonds Leben gefallen, ein düsterer Schatten, der ihn bedrückte und unzufrieden machte. Und je mehr er nachsann, desto wirrer wurde es um ihn, es schien ihm so verwickelt, so ineinander verflochten, daß er daran verzweifelte, jemals klaren Einblick zu gewinnen. Stumm lebte er seine Tage weiter. Wenn er nach Hause kam und seine Frau ihn nach Gewohnheit ausfragte, weil ein Teil des Tagelohns fehlte, widersprach er mit keinem Wort und ließ sie reden, als ginge es ihn gar nichts an.

An einem Sonntagmorgen begleitete er den Vangen auf den Fischfang. Sie gingen vor die Stadt hinaus an den Kanal, nicht weit von einer Brennerei. Zoon, der kein Angelzeug hatte, legte sich ins Gras und blickte stumm auf den Aort, der sich schaute auf dem Wasser schaukelte.

"Langer", sagte er plötzlich, "hast du noch nicht daran gedacht, daß alles so kurios eingerichtet ist? Sieh, du hast Weib und Kinder und ich hab Weib und Kinder; vergangene Woche haben wir gearbeitet, jetzt ist Sonntag, und morgen werden wir wieder arbeiten und übermorgen und so weiter. Dann hast du den Bischof, der ertrunken ist."

"Ach, du darfst das nicht so schwer nehmen. Nimm's, wie's ist und mach einen Strich durch. Wenn wir tot sind, ist's aus."

"Rein, das ist es auch nicht," antwortete Zoon verdrießlich, und nach einer Weile fuhr er fort: "Ja hast in den letzten Tagen viel drüber nachgedacht, Langer, doch ich kann nicht klug draus werden, wir sind keine gelehrten Leute und können das alles nicht so gut enträtseln. Aber ich finde alles so närrisch, Langer."

"Es ist gar nicht närrisch, jeder tut, was er kann, das ist das Leben."

"Ja, das ist das Leben," sagte Zoon nachdenklich. ... Und es ist doch nicht ernst, Langer, nicht ernst. Wäre der Bischof einen Schritt weiter gestanden, so wäre er nicht gefallen und nicht ertrunken, dann wäre er vielleicht noch bei uns. Jetzt sitzen wir zwei hier, und er schwimmt in der Scheide. Und schließlich kommt's auf das gleiche heraus, denn noch einige Jahre, dann ist's auch mit uns Matthäi am letzten, so gut wie mit dem Bischof. Versteht Du mich jetzt? Und ist das nicht alles närrisch, meine Frau, die alle Tage Lärm macht, und meine Jungens, die sich auf der Straße

Hier sollten Könige und Fürsten drein sehen und nach strengem Rechts dies wehren. Aber ich höre, sie haben teil daran, und es geht nach dem Spruch Jesaja: "Seine Kräfte sind Diebstahls geworden. Unterdessen lassen sie die Diebe hängen, die einen Gulden oder einen halben gestohlen haben und verbinden sich mit denen, die alle Welt berauben, und stehen mehr als die anderen, damit es wahr bleibe, wie Gato sprach: Einfache Diebe liegen in Tünnen und Säcken, aber öffentliche Diebe gehen in Gold und Seide."

Den Unabhängigen zur Weherzigung.

Die öffentliche Wahrheit muß uns einig machen und nicht die Eigensinnigkeit.

Diese Luther-Texte, denen nur neue Überschriften hinzugefügt wurden, entstammen der Ausgabe von J. Bredow (Verlag R. R. Langewiesche, 1,80 M.).

Aus großen Meistern der Naturwissenschaften.

Die populäre naturwissenschaftliche Literatur hat in den Jahren vor Ausbruch des Krieges mancherlei wertvolle Bereicherung erfahren. Neben der Veröffentlichung modern-wissenschaftlicher Ergebnisse, woran auch Reclam sich beteiligte, ging man auch daran, ältere wertvolle Werke neu herauszubringen. So sind in der von Kraus geleiteten, überaus preiswerten Naturbibliothek (Lb. Thomas, Leipzig) klassische Schriften von Humboldt u. Köhler, von Vortz u. J. W. Mayer wieder allgemein zugänglich geworden. Auch in "Vogelwälders Querschnitten" wurden mancherlei Reindrucke älterer naturwissenschaftlicher Abhandlungen vorgelegt und ermunterten, viel ältere Querschnitte zum Original zu lesen und so in den Gang wissenschaftlicher Entwicklung einzubringen.

Neue Wege schlägt der Verlag von Joh. Ambros. Barth in Leipzig mit der Reihe kurzer Schriften "Aus großen Meistern der Naturwissenschaften" ein. Es werden darin zum Preis von 45 Pf. einzelne abgeschlossene Kapitel aus größeren teureren Werken von noch lebenden oder doch erst im letzten Jahrzehnt verstorbenen Autoren geboten. Zunächst mag das Bedürfnis nach anregender naturwissenschaftlicher Beschäftigung im Felde dazu geführt haben. Aber die Sammlung empfiehlt sich auch allen anderen Naturfreunden. Wer hätte nicht gern etwas von Ernst Haeckel oder Augustin Volkmann oder aus dem Leben Justus Liebig's gelesen? Denn die größeren Werke nicht zugänglich oder zu schwer sind, der wird gern nach solchen Kostproben greifen und mancher wird dadurch veranlaßt werden, sich nun auch weiter für den Autor oder den Gegenstand zu interessieren.

Zu der Auswahl wäre mancherlei zu bemerken. Zunächst sind nur Werke des eigenen Verlags herangezogen worden. So sind besonders dankenswert und von allgemeinem Interesse Haeckel's "Reise eines deutschen Professors ins Urdarabien", lebendig erhaltene Bilder aus den Vereinigten Staaten, oder musterhaft klare Popularisierungen Haeckel's "Ueber Erscheinungen an fliegenden Projektilen" und "Sommerliche Seelen" und Rastor's "Aus der Ebene im täglichen Leben" und ganz besonders des Holländers Karl Snyders Abhandlungen über "Die Endlichkeit des Weltalls" und "Die Fortschritte auf dem Wege zur Erklärung der Elektrizität". Einen wertvollen Einblick in Liebig's Persönlichkeit und Weltanschauung geben seine "Reisen" (aus der großen Biographie von Volhard), "Kammitz" und doch zum Nachdenken anregend ist Haeckel's "Blauerei": "Warum wird die Luft nicht angefeuchtet?" Und endlich wird der wissenschaftliche Arbeiter auch aus Hugo Winkler's "Arbeit und Ermüdung" Belehrung schöpfen, obwohl sie auf dem Wege zum Taylorsystem liegt. Aber was soll eine zusammengepackte, unbedeutende Polemik wie die Rem's gegen "Haeckel's Monismus" hier? Und gehört Kahlbaum's Bericht über seine Begegnung mit André wirklich zu den Arbeiten großer Meister der Naturwissenschaften. Der Titel der ganzen Reihe sollte zu größerer Sorgfalt in der Auswahl verpflichten.

"Don Carlos" im Deutschen Theater.

Das Werk, ursprünglich als bloße Familientragödie des spanischen Königshofes gedacht, erhielt die Züge, die es dem Volke und der Jugend vor allem teuer machen, erst durch die Einfügung des Marquis Posa, der vor dem Kronen des spanischen Despoten den Menschheits- und den Freiheitsglauben des jungen Dichters händelt. Das Gemälde der Leidenschaften wird zum Relief für die Ideale

herumtreiben, und ich und du, die nur schufen, schufen bei Wind und Wetter, im Sommer und im Winter, und jeder-mann und alles, alles, die ganze Welt?"

"Alles ist, wie's ist", antwortete der Lango, "wir können nichts dran ändern, wir müssen es aufheben, wie's hinfällt. Das beste, was wir tun können, ist, das unsrige davon zu nehmen und den Plunder gehen zu lassen, wie er geht will."

Zoon schwieg und sah stumm vor sich hin, indem er mechanisch Grashalme ausrührte und sie in den Wind streute, der sie mit sich führte und sie in den Kanal fallen ließ, wo sie mit dem plätschernden Wasser sauste auf und ab schwammen.

Doch Zoon sah und hörte nichts. Grübelnd starrte er immerfort auf das Wasser, und nach und nach fühlte er einen düsteren Groll in sich aufsteigen. Und als sie in die Stadt, in das staubige, schmutzige Arbeiterviertel zurückkehrten, schloß sich alles wieder in seinem Kopfe ein und drückte ihn schwer daneben. Sie besuchten zahlreiche Kneipen, und allmählich wuchs in Zoon der bittere Groll heran, er wurde unwillig und wollte sich wehren gegen den Druck, der ihn festgeklammert hielt, er wollte sich losreißen aus dem Zwang, der sein Leben lenkte, er wollte etwas tun, etwas Gewaltiges, das die Menschen erschrecken und ihnen Respekt vor ihm einflößen würde, vor ihm, Zoon Verdond. Es mußte aus sein mit diesem Schuster- und Plagen, diese Marter mußte ein Ende nehmen, er würde zeigen, daß er sich etwas zutraute, daß er kein Kind war, mit dem man spielen kann. Wenn sie nur kämen, alle, er würde ihnen mit seinen Fäusten den Kopf einschlagen, er würde sie zerquetsern, zermalmen, alle, die sich ihm entgegenstellten. Wo waren sie, damit er sich auf sie stürze, wo steckten sie, damit er sie suche und vernichte, diese Dä-monen, diese Genden, die ihren Spott mit ihm trieben und ihm sein Leben vergällten.

Es wurde Nacht, als er nach Hause kam. Seine Tochter war allein in der Stube. Mit einem Knall schlug er die Tür zu und ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen. Verwundert sah das Mädchen ihn an. "Was hast du denn, wer hat dich denn auf die Fersen getreten?" fragte sie bislig.

"Das geht dich, gottverdammlich, nichts an!" fluchte er. "Was kommt dich an?" schnaubte sie zurück. "Wenn's so mit dir steht, dann bleib lieber draußen."

"Was? Draußen bleiben? Wer soll hier draußen bleiben, wer ist hier, gottverdammlich, Herr?" schrie Zoon und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte. "Marja, fort!" schrie er, und da sie heraufschreiend stehen blieb, verfehlte er ihr einen Schlag ins Gesicht.

"Wirst du verrückt?" schrie das Mädchen und suchte sich zu verteidigen, aber das vergrößerte seine Wut noch mehr.

"Hinaus!" brüllte er und schlug und trat sie und packte sie und schüttelte sie hin und her. Heulend vor Schrecken, rief sie sich los und lief fort.

Mit langen Schritten und suchtelnden Armen ging Zoon

figur, die gleichmäßig für Freiheit und für Freundschaft glühend, das Leben hingibt, um den Königshof, in dessen Hoffnungen das Werkzeuge einer besseren Zukunft, zu retten. Das ist der Endpunkt, dem das Drama weit über den zuerst entworfenen Plan hinaus züstrebt. In einer einheitlich organisierten Umbildung der über-reichen Handlung ist es freilich nicht gelungen. Die Faszination des dritten Aktes bildet wie den Mittelpunkt so auch den Höhepunkt des Ganzen.

Mit elementarer Gewalt brach, als Moissi-Boja nach der berühmten Rede sich mit den Worten: "Gute, geben Sie Gedanken-freiheit" beschwörend auf die Bühne warf, der Weisheit bei offener Fühne los. Schwung und Glanz der Schillerperiode fand in des Sprechers feierlichem Wohlklang eine wohlüberwundene Melodion, freilich der Schmelze des jugendlichen Festlichkeits ist geschwunden. Die Leiden der Millionen haben sich mit tiefen Furchen in das Antlitz eingegraben. Das Bild entfernt sich von der Vorstellung, die sich die Phantasie gebildet. Und doch geht so wie früher ein Strom der warmsten Sympathien von ihm aus. Brausend jugendliches Ungestüm in kraftvoll gleichmütiger edler Erscheinung war Hartmann's Corlos. Das triebhaft Sinnliche des Temperaments und die entzündliche Begeisterungsfähigkeit in ihrem Durcheinander schillern kaum überzeugend lebendig heraus. Ebenso geschlossen er-schienen in ihrer weiblich süßen Güte die Königin der Elise Heim's. Den Herzog Alba gab Decarli in einer absichtsvoll gebärdeten Redeweise, für die kein rechter Grund ersichtlich. Maria Fein die Eoli, den König, den Wasser-mann früher spielte, hatte Paul Deaener übernommen. Doch ohne diesmal die Erwartungen, die sich an seinen Namen knüpfen, zu erfüllen. Den Zug von Größe, der Schillers Schloß eignet und welchen Wasser-mann schuldig ge-blichen war, suchte man auch in der Begierden Gestalt vergebens. Er schien mit seiner Kraft zu sparen. Die Fühlbarkeit, die er ge-wählt, war vielleicht Furcht erregend, jedoch nicht imponierend, und die Tonlosigkeit, zu der er fast dauernd seine Stimme dämpfte, er-schwerte, ohne als ein charakterisierendes Moment zu wirken, das Verstehen.

Die bei Eröffnungssitzungen des Deutschen Theater üblichen Hervorhufe Reinhardt's, die längst zu einem lärmend leeren Sport entartet sind, legten diesmal, rücksichtslos die Stimmung unter-brechend, schon in der Mitte ein. Es wäre wohl zu wünschen, daß von Publikum gegen den aufdringlichen Unfug durch energisches Zischen einmal gründlich demonstriert wird.

Notizen.

— Vorträge. In der Urania wiederholt Prof. Laas seinen Vortrag über das U-Spot Montag. Mittwoch spricht Prof. Stieba-Weipzig über "Das Weltklima als deutscher Welt". Dienstag und Donnerstag behandelt Prof. Hed das Thema "Tier und Mensch in der Wildnis". — Institut für Freizeitsunde. Dienstag Prof. Runo Rager: Dreißig Jahre in England vor dem Kriege. Freitag Kapitän Neuh: Die deutsche Flotte. — In der Treptow-Sternwarte spricht Dienstag 7 Uhr Dr. Krakenhold über: "Die Sternbilder".

— Der preussische Staat als Grundbesitzer. Jetzt ist jedes Fleckchen Land kostbar. Noch stärker wird aber die Nachfrage nach Land werden, wenn die Feldgrauen heimleiden. Da ist es wichtig festzustellen, daß der preussische Staat ein gar be-deutender Grundbesitzer ist. Er verfügt fast über eine halbe Million Hektar Domänenland (genau 422 907 Hektar). Sie erbringen insgesamt einen Uberschuß von etwa 20 Millionen Mark. Die Zahl der Pachtungen beträgt 1010.

— Malariaübertragung vom Menschen auf den Menschen. Da alle Versuche, die von Mensch zu Mensch durch Vermittlung von parasitenhaltigem Blut leicht übertragbare Malaria auch auf Tiere zu übertragen, bisher scheiterten, ist ein jüngst in der Pariser Akademie der Wissenschaften erörterter Fall von großem Interesse. Die die "Amshau" mittelst gelang das Experiment im Institut Pasteur vollkommen durch eine intravenöse Einimpfung in die Halsgefäße eines Schimpansen, worauf die typische Entwicklung zu beobachten war. Auch die Heilung durch Verwendung von Chinin verlief ganz glatt.

— Die vierzig Jahre Fernsprecher. Zu diesem in Nr. 306 veröffentlichten Briefel von Dr. D. Wied ist nachzutragen, daß dazu das unter gleichem Titel erschienene Buch des Oberpostrats Großle-Benugt ist.

in der Stube auf und ab. — "Hier bin ich Herr!" schrie er. "Hier bin ich Herr! Sie sollen nur kommen, sie sollen nur kommen, ich mach' sie kaputt, alle, alle!"

Die Tür wurde aufgerissen und seine Frau stürzte her-ein. — "Was ist hier los!" rief sie mit freischender Stimme. "Du bist wohl besessen?"

"Fort, auch du!" brüllte Zoon, heiser vor Wut. "Fort, gottverdammlich, geh fort, sag ich dir, geh fort oder es ge-schieht ein Unglück. Himmel Donnerwetter, geh fort!" Mit vor Raserei zitternden Händen packte er einen Stuhl und schwang ihn wirbelnd über seinem Kopfe. — "Nisse, er will mich umbringen!" schrie die Frau und ergriff die Flucht.

Zoon schlang den Stuhl über seinem Kopfe und schmettete ihn dann an der Wand in Trümmer. Mit einem gewaltigen Stoß zertrümmerte er den Klüchenschrank, klirrend fielen Töpfe und Teller auf den Boden, er schlug und schleuderte die Stücke herum, stieß den Tisch und Ofen um und zermalmete und vernichtete alles, was in den Bereich seiner Fäuste kam. Dampf plumsten die Möbel auf den Fußboden, und das Holz krachte und das Glas klirrte rings umher.

Dann, als alles zertrümmert war, beruhigte er sich. Und es war ihm, als erwachte er aus einem düsteren, närrischen Traum. Noch hatte er nicht ein vollkommen klares Bewußt-sein dessen, was geschehen war, es war noch so dunkel und nebelig in seinem Kopfe, aber es wurde stiller und ruhiger. Eine dumpfe Lähmung kam über ihn, und er sah mit müden Blicken in der trostlosen Stube umher.

Mit eingetretener Blässe und emporgereckten Beinen lag der Tisch in seiner Ecke; der Schrank hing schief und zeigte eine gähnende Wunde, der Ofen lag umgestürzt, und zwischen zertrümmerten Stühlen und Töpfen lagen die Scherben eines aus Gips gegossenen Madonna-Bildes auf dem Fußboden ver-streut. Traurig klatterten die zerrissenen Vorhänge durch die zerbrochenen Scheiben.

Das war nun seine Wohnung, das waren seine Möbel, diese guten, alten, so mühsam erworbenen, mit so großer Sorgfalt unterhaltenen Möbel ... jetzt vernichtet. Alles war zerstört und verloren, unwiderrücklich verloren, nichts mehr blieb davon übrig, nichts. Mit wüstem Blick sah er um sich, und träge strich er sich mit der rauhen, schwieligen Hand über die Stirne. Ein wenig Blut tröpfelte ihm über die Wange; er sah, daß er verletzt war. Das hatte er selbst getan, und seinen Hausrat vernichtet, auch das hatte er getan, er, Zoon Verdond. Und warum denn, warum? Das mußte er nicht, das mußte er nicht, aber es war so, alles war zertrümmert, alles, alles.

Es dunkelte, und langsam breitete die Nacht eine düstere Decke über sein Elend. Er fühlte ein ängstliches Gefühl in sich aufsteigen. Warum hatte er das getan, warum? ... Und furchtbar wie ein Kind, das Luft hat, zu weinen, froh er in eine Ecke und kauerte sich dort nieder.

Deutsch von Georg Gärtner.